

Unterhaltungsblatt

zur

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 11.

Dienstag, den 6. Februar

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fricke in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Huttler).

Auf verwegener Bahn.

Kriminalnovelle von Gustav Höcker.
(Fortsetzung.)

Als Doktor Volkmar es übernahm, in dem bevorstehenden Kriminalprozeß gegen Schönach dessen Verteidigung zu führen, hatte er sich nicht von seinem juristischen Ehrgeiz leiten lassen, sondern die Person Siglindens stand dabei im Vordergrund; ihr Unglück rührte ihn, der flammende Eifer befehlte ihn, für das liebliche Kind, welches er als theuerstes Bild seiner Erinnerungen im Herzen getragen, seine ganze Kraft einzusetzen, und über dem Allem schwebte die Hoffnung, sich als Preis für die glückliche Lösung seiner Aufgabe ihre Hand zu gewinnen. Nun hatte er hören müssen, daß ein Anderer nicht nur um diesen Preis warb, sondern auch die Zusage desselben erhalten hatte. Mit rückhaltloser Offenheit hatte ihm dies Siglinde gestanden. Welch' unerschütterliches Vertrauen mußte sie in Volkmars Hochherzigkeit setzen, um trotz dieses Bekenntnisses sicher zu sein, daß sein Eifer für die Sache ihres Vaters nicht erkalten werde. In diesem Vertrauen sollte sich Siglinde nicht getäuscht sehen, sie sollte erkennen, wie rein und selbstlos er sie liebte, indem er mit Aufbietung seiner ganzen Energie an der übernommenen Aufgabe weiterarbeitete, ohne sich dadurch entmuthigen zu lassen, daß nur bittere Entsagung sein Lohn sein werde.

Sein nächstes Augenmerk mußte darauf gerichtet sein, zu ermitteln, ob die äußere Erscheinung jenes Kunden, der sich unter verdächtigen Umständen von Anna Ritter ein Bouquet hatte binden lassen, mit dem Signalement Imhoff's übereinstimmte, für welches ihm Herr von Harnisch in seiner eigenen Persönlichkeit gewisse Anhaltspunkte gegeben hatte.

Er machte daher den Gärtnersleuten in der Rosenstraße abermals einen Besuch. Er fand Ritter allein, im Garten arbeitend; bald jedoch gesellte sich auch dessen Frau hinzu, denn sie hatte den Herrn, der sich bei seinem vorigen Besuch als ein hochschätzbarer Kunde eingeführt, von Weitem erkannt und begrüßte ihn mit so großer Zuorkommenheit, als das ihr eigenthümliche frostige Wesen überhaupt zuließ.

Volkmar machte wieder einige namhafte Einkäufe, während ihn das Ehepaar durch verschiedene Gewächshäuser begleitete, wobei nur von gleichgültigen Dingen gesprochen wurde.

„A — propos,“ frug Volkmar, vor einer Gruppe Palmen stehend, „ist der „Engländer“ noch nicht wiedergekommen, der sich die Fächerpalme hat bei Seite stellen lassen?“

„Nein, der hat sich noch nicht wieder blicken lassen,“ antwortete Frau Ritter mit einem bitteren Zuge um den Mund.

„Vielleicht erinnert er sich gelegentlich seines Einkaufs,“ bemerkte Volkmar. „Sollte er aber nicht wiederkommen, so nehme ich Ihnen die Palme ab.“ Es war dies die unverfänglichste Art, sich über Wiederkehr oder Wegbleiben des Engländers eine Kontrolle zu verschaffen. „Wie sah er denn übrigens aus?“ frug Volkmar unbefangen. „War er groß oder klein? Blond oder schwarz?“

Abichtlich hatte er die Frage an den Gärtner gerichtet, denn wenn dieser verlagte, so hatte er, wie er aus Erfahrung wußte, in dessen oppositionslustiger Frau eine gute Reserve.

„Er war klein und rothhaarig,“ antwortete Ritter zerstreut, ins Leere starrend.

„Ei! wo Du nur wieder ein Mal Deine Gedanken hast,“ lachte die Gärtnersfrau auf. „Da machst Du dem Geschmack Deiner Schwester ein schlechtes Kompliment, vor der nur hoch und schlank gewachsene Männer mit schwarzem Haar und Vollbart und mit dunklen, feurigen Augen Gnade finden.“

„Ach, ja!“ gab, sich korrigierend, der Gärtner zu, „ich habe den Engländer mit dem Andern verwechselt, der den Lorbeerbaum einhandelte und ebenfalls noch wiederkommen soll.“

Hatte Volkmar auf seine Frage auch keine direkte Antwort erhalten, so durfte er doch mit Sicherheit annehmen, daß die von Frau Ritter entworfene Schilderung der Idealgestalten ihrer Schwägerin dem Porträt des Engländers entsprach. Da die allgemeinen Kennzeichen mit Imhoff's äußerer Erscheinung, für welche die Ähnlichkeit mit Harnisch maßgebend war, übereinstimmten, so fühlte Volkmar sich von der erhaltenen Auskunft befriedigt.

„Ich bedaure, Ihr Fräulein Schwester nicht anwesend zu finden,“ wandte er sich, auf die oben Erwähnte zurückkommend, an den Gärtner. „Hoffentlich ist sie wohl und munter?“

Er sagte dies in einem Ton, wie ihn nur die lebhafteste Theilnahme und das freundlichste Interesse an der genannten Person eingeben konnte, und hoffte da-

durch die scheelfüchtige Schwägerin wieder zu kleinen gehässigen Indiskretionen zu reizen.

„Danke der gütigen Nachfrage,“ antwortete Ritter geschmeichelt. „Sie ist, Gott sei Dank, wohl auf. Hat gerade einige Geschäftsgänge in der Stadt zu besorgen.“

Frau Ritter lachte höhnisch. „Die Geschäftsgänge sind in der letzteren Zeit sehr häufig geworden,“ warf sie ein. „Seit sie die Bonnyfransen trägt, hat sie allerlei in der Stadt zu thun und geht nur noch in ihrem besten Sonntagsstaate aus, nachdem sie sich vorher zehnmal im Spiegel besehen hat.“

„Gi, Du mein Himmel!“ versetzte der Gärtner entschuldigend, „laß dem Mädchen doch ihre kleinen Eitelkeiten. Sie will sich ein Bißchen sehen lassen.“

„Oder sich im Englischen vervollkommen,“ verbesserte Frau Ritter boshaft.

„Haha!“ fügte Sophie mit gehobener Stimme hinzu, „Anna würde uns ganz gewiß sagen können, wohin wir die Fächerpalmen zu schicken hätten!“

Der Gärtner ward hochroth im Gesicht. „Schäme Dich, Sophie, meiner Schwester so etwas nachzusagen,“ verwies er der Frau mit zürnender Sanftmuth, „Anna wird sich nie herabwürdigen, die Wohnung eines Herrn zu betreten!“

„Das will ich auch nicht gesagt haben,“ entgegnete Sophie spöttisch, „es gibt ja andere Orte, Promenaden, Kaffeegärten und dergleichen, wo man Herzensergießungen austauschen kann“ . . .

Doktor Volkmar bezahlte seine Einkäufe, gab die frühere Adresse an, an welche sie abzuliefern waren, und schied mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Wenn der von Haß und Mißtrauen geschärfte weibliche Scharfblick der Gärtnerfrau nicht trog, so hatte sich also zwischen Anna und dem Engländer, der nun mit der Person Imhoff's identisch erschien, ein Verhältniß angesponnen.

Warum setzte er diese Tändelei fort? Gehörte er zu Jenen, die ohne Frauen nicht leben können, und war ihm Anna ein willkommenes Liebesabenteuer? Oder fürchtete er, mit ihr zu brechen, fürchtete er die Rache des feurigen Mädchens, welches ebenso leidenschaftlich hassen als lieben konnte? War sie in sein Verbrechen etwa eingeweiht? Nein, das glaubte Volkmar nicht. Sie war nur ein willenloses Werkzeug gewesen; der hübsche gewandte Mann hatte schnell und leicht das Herz der Heirathslustigen gewonnen und ihre Zunge entriegelt, — das war Alles. Vielleicht wünschte er nur die über sie erlangte Macht zu benutzen, um sich an gefährlicher Stelle eine zuverlässige Freundin zu erhalten, durch welche er über die Vorgänge im Hause der Ermordeten fortdauernd unterrichtet blieb, und die ihn vielleicht vor drohender Gefahr warnen konnte, indem er sie geschickt auszuforschen verstand.

Bei alledem aber ließ sich schwer erklären, was den muthmaßlichen Mörder so lange in dieser Stadt festhalten konnte, die doch für ihn ein so heißer Boden war. Der Zweck seiner entsetzlichen That war verfehlt; er hatte bei seinem Opfer nicht die erhofften Schätze gefunden. Sann er etwa auf neue Verbrechen? Was hatte er nach vollbrachtem Morde bei Schönaich gewollt? Warum war er nicht wiedergekommen? Fürchtete er in diesem Hause Herrn von Harnisch zu begegnen? Doch all diese Fragen waren jetzt nur nebensächlicher Natur;

zunächst kam es darauf an, die ungreifbare Schatten- gestalt Imhoff's mit fester Hand zu fassen.

Wie war ihm beizukommen, ohne daß die amtlichen Sicherheitsorgane in Bewegung gesetzt werden mußten, welche durch rücksichtsloses, raubhes Eingreifen leicht mehr verderben als nützen konnten? Nein, noch war er nicht reif für die Staatsanwaltschaft; ihn für diese zuzurichten, ihn als entscheidenden Trumpf in Schönaich's Prozesse auszuspielen zu können, war Volkmar's Aufgabe. Wo der Mörder sich vielleicht am sichersten glaubte, sah Volkmar seine schwache Stelle: in Anna Ritter. Sie war die Schlinge, in der er gefangen werden mußte, und um die Wege hierzu zu ebnen, war es nöthig, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob das Liebesverhältniß wirklich bestand, welches Frau Ritter argwöhnte.

Wenn Beide sich heimlich Rendezvous gaben, so mußten sie sich über Ort und Zeit verständigen. Das konnte durch Verabredung von einer Zusammenkunft zur andern geschehen; verfehlten sie sich aber einmal, so war der Kontakt zwischen ihnen aufgehoben, und für solche Fälle mußten sie über ein Verbindungsmittel verfügen, um den Faden wieder anzuknüpfen. Das war durch Briefe möglich, aber eine solche Korrespondenz wäre jedenfalls dem Argusauge Frau Ritters nicht entgangen. Wo derartige Hindernisse obwalten, sind Bestellungen in öffentlichen Blättern, unter verstohlenen Chiffren maskirt, ein beliebtes und einfaches Auskunftsmittel. Vielleicht traf dies auch hier zu. Volkmar erinnerte sich, in der Hand des Gärtners, als er denselben begrüßte, den „Generalanzeiger“ gesehen zu haben, das in keinem Hause fehlende Hauptannoncenblatt der Stadt, die Börse des Klatsches, der Vereinigungspunkt aller Privatinteressen, welche durch Druckerchwärze sich dem Auge zu präsentiren trachteten, das nach ihnen suchte. Auch Volkmar hielt dieses Blatt, bekam es aber selten zu Gesicht, da es meist nur unter seinem Bureaupersonal zirkulirte. Heute ließ er es sich sofort geben, um die beliebte, den Annoncentheil beschließende Rubrik zu studiren, in welcher sich allerlei delikate persönliche Verhältnisse wieder spiegeln. Da warnte ein Mann vor seiner Frau, die auf seinen Namen Schulden machte. — Der „wohlbekannte Herr,“ welcher einen neuen Hut an sich genommen und dafür seine eigene schäbige Kopfsbedeckung zurückgelassen hatte, wurde zum sofortigen Umtausch aufgefordert, widrigenfalls man seinen Namen der Deffentlichkeit zu übergeben drohte. — Frau A. nahm die Beleidigung zurück, die sie gegen Herrn J. ausgesprochen hatte. — Dem dicken August brachten seine Freunde zu seinem heutigen Geburtstag ein donnerndes Hoch, daß die ganze Schloßstraße wackelte. — „Ein Brief liegt postlagernd bereit unter der angegebenen Adresse,“ verständigte „Amanda G. . .“ einen unbenannten, sehnsüchtig harrenden Verehrer.

Eine Einladung zu einem Stellbuchein befand sich heute aber nicht unter diesen interessanten Inseraten. Während das zuletzt gelesene derselben: „Ein Brief liegt postlagernd bereit,“ dem Rechtsgelehrten fortwährend noch wie eine Melodie, die man trotz ihrer Abgeschmacktheit nicht los werden kann, in den Ohren summt, begab er sich auf den Weg nach dem nahen Hauptpostamt, um ein wichtiges Schreiben aufzugeben, dessen Besorgung er aus besonderen Gründen keinem seiner Leute vertrauen wollte. Als er in den weiten, von einem geschäftigen Publikum belebten Hallen an dem großen Schalterfenster

vorüberkam, welches eine Ueberschrift als Ausgabestelle für postlagernde Briefe bezeichnete, mußte er unwillkürlich daran denken, daß auch Amanda's Brief hier bereit liege. Aber das Lächeln, welches diesen müßigen Gedanken begleitet hatte, verschwand plötzlich und sinnend blieb er vor dem Schalter stehen. Wie es häufig zu geschehen pflegt, daß ein unbedeutender äußerer Anlaß wie mit einem Zauberschlage eine Ideenverkettung hervorruft, auf welche das tiefste logische Nachdenken nicht führen würde, so hatte Amanda's Brief und der Schalter für postlagernd anlangende Sendungen plötzlich auf einen verwandten Gedanken geleitet. Er frug sich, ob nicht Imhoff oder seine Frau in New-York Freunde oder Bekannte zurückgelassen haben sollten, die ihnen aus irgend einem Anlaß schreiben könnten. Wenn Beide für diesen Fall Vorsorge getroffen hatten, so konnten sie sich die Mittheilungen ihrer Correspondenzen nur postlagernd bestellt haben, denn Imhoff für seine Person wäre nicht in der Lage gewesen, sich Briefe unter ihrem Frauennamen in die Wohnung ihrer Tante bringen zu lassen, da sie derselben ihre Heirath verschwiegen hatte.

Ein solcher Brief, gleichviel, ob an Imhoff oder an seine Frau gerichtet, konnte Beziehungen erschließen, die dem Rechtsgelehrten vielleicht wichtiges Material lieferten. Obwohl er zweifelte, daß Imhoff, wenn er postlagernde Correspondenzen zu erwarten hatte, dieselben noch nicht abgeholt haben sollte, trat er dennoch an den Schalter heran und frug, ob vielleicht Briefe für Herrn oder Frau Imhoff da seien.

Der Beamte griff in eines der nach dem Alphabet geordneten Fächer, nahm einen Stoß Briefe heraus und ließ dieselben mit gewandtem Fingergriff Revue passiren, warf dabei zwei bei Seite und reichte diese, nachdem er die übrigen wieder in das Fach zurückgelegt hatte, dem Rechtsgelehrten mit den Worten dar: „An Frau Erika Imhoff.“

Volkmar betrachtete die Briefe. Die Adresse beider zeigte die gleiche Handschrift, der Poststempel war London und beinahe drei Wochen alt, der eine Brief war nur einen Tag später als der andere aufgegeben worden. Imhoff selbst hatte also keine Briefe zu erwarten und wußte wohl auch nicht um die Correspondenz seiner Frau, sonst würde er längst schon nachgefragt haben, und bei dieser Gelegenheit würden ihm auch die beiden Briefe an die letztere ausgehändigt worden sein. Volkmar fühlte sich nicht berufen, die Briefe an sich zu nehmen, aber als die nächste Verwandte der verstorbenen Adressatin besaß Siglinde Anspruch darauf. Er gab sie dem Postbeamten zurück mit dem Bemerkten, daß er vorläufig nur habe nachfragen wollen und daß die Dame, welche das Recht zur Erhebung der Briefe habe, selbst kommen werde.

In sein Bureau zurückgekehrt, unterrichtete er durch einige Zeilen Siglinde sogleich von seinem Funde auf dem Postamte und bat sie, die beiden Briefe persönlich abzuholen und ihm von deren Inhalte, falls derselbe für die schwebende Frage von Bedeutung sei, Mittheilung zu machen. Ein Tag nach dem andern verging jedoch, ohne daß Siglinde auch nur ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte, und so nahm er an, daß die Briefe ohne Wichtigkeit gewesen seien.

Inzwischen studirte Volkmar jeden Morgen den „Generalanzeiger“, wobei ihm eines Tages in der bewußten Rubrik folgende Zeilen in die Augen fielen:

„Knight. — Gestern vergeblich gewartet! — 6 Uhr Kleist-Breitestraße.“

„Knight“ war ein englisches Wort und hieß zu deutsch „Ritter.“ Das war sehr vorsichtig, aber für einen argwöhnischen Advokaten, wie Volkmar, verdächtig genug, denn er bezog das maskirende Wort sogleich auf

Anna Ritter. Kleist-Breitestraße war eine Ecke, an welcher sich, wie Volkmar sich erinnerte, eine Haltestelle der Pferdeisenbahn befand. Da als Zeit der Zusammenkunft schlechthin nur die sechste Stunde angegeben war, so ließ sich annehmen, daß diese Bezeichnung für den Tag galt, an dem der Generalanzeiger erschien, im vorliegenden Falle also für den heutigen. Befand sich Volkmar auf der richtigen Fährte, hatte er wirklich die vermuthete Geheimcorrespondenz entdeckt, so war die größte Vorsicht geboten, um in den Beiden keinen Argwohn zu erwecken. Daher hielt er es auch nicht für gerathen, in der Expedition des Blattes nach dem Aufgeber des Inserats Erkundigungen einzuziehen, von denen er sich ohnehin keinen Erfolg versprach, da zu der-



Adolf P'Arronge.

artigen diskreten Geschäften doch in den meisten Fällen sogenannte Dienstmänner als Mittelpersonen verwendet zu werden pflegen. Ebenso gewagt schien es ihm, sich persönlich an dem Orte des Stelldicheins blicken zu lassen, denn leicht konnte ihn Anna wiedererkennen, und war er ihr bis jetzt auch als harmlos, vielleicht als ein neugieriger Schwächer erschienen, so konnte sie doch leicht auf den mißtrauischen Gedanken kommen, daß diese Begegnung kein Zufall sei, und ihm war alsdann das Spiel verdorben.

Volkmar griff daher zu einem anderen Auskunftsmittel. Er begab sich zwischen der sechsten und siebenten Stunde in die Gärtnerei, und wie er vorausgesehen hatte, erfuhr er auf sein Befragen nach Anna, daß diese nicht zu Hause sei.

Diese Abwesenheit um dieselbe Zeit, welche im Inserate als Stunde des Rendezvous angegeben war, konnte sozusagen als Probe gelten, daß Volkmar's Rechnung

stimte, und daß er Anna's Incognito unter der Firma „Knight“ wirklich entdeckt hatte. War hierüber noch ein Zweifel zulässig, so wurde dieser gelöst, als einige Tage später der Generalanzeiger unter derselben Chiffre abermals eine Bestellung zu einer Zusammenkunft brachte und Volkmar sich auch diesmal von Anna's Abwesenheit um die bestimmte Stunde bei ihren Verwandten persönlich überzeugte.

„Knight“ — Dringend! — 4 Uhr. — Königsplatz-Johannesstraße,“ hatte dieser Moix gelautet und Volkmar hatte sich auf dem Rückwege von der Gärtnerei vergewissert, daß auch diese Straßenecke, wie die vorige, ein Hauptplatz der Pferdeisenbahn war, woraus sich schließen ließ, daß Beide vom Orte des Zusammen treffens aus gemeinsam Excursionen machten, um sich an einem geeigneten Ziele derselben, wo sie ungestört waren, gegenseitig auszusprechen.

Bald, nachdem Volkmar von diesem Gange zurückgekehrt war, erschien Siglinde bei ihm. Seit er ihr jene Zeilen wegen der beiden postlagernden Briefe geschrieben, waren fast vierzehn Tage vergangen. Er erschraf über ihren Anblick.

„Was ist Ihnen, Fräulein Siglinde?“ frug er betroffen. „Sie sehen bleich und angegriffen aus!“

„Ich war krank,“ gab sie zur Antwort, „der Arzt befürchtete ein Nervenfieber, aber Dank meiner kräftigen Natur ging diese Gefahr vorüber.“

„Ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen zu Ihrer Wiedergenesung,“ sagte Volkmar mit warmer Theilnahme. „Ein Wunder ist es nicht, daß so harte Lebensprüfungen, wie sie Schlag auf Schlag das Schicksal über Sie verhängt hat, endlich selbst die festeste Gesundheit erschüttern.“

„Als ich Ihre freundlichen Zeilen erhielt, war ich bereits bettlägerig,“ erzählte Siglinde. „Erst gestern war es mir gestattet, wieder auszugehen. Mein erster Gang war nach dem Postamte, wo ich die beiden Briefe an meine Schwester erhob.“

„Nun, und ist der Inhalt von Wichtigkeit?“ frug der Advokat gespannt.

„Für die Sache meines Vaters wohl kaum, für mich persönlich aber um so mehr. Ich nahm an, daß die Ehe meiner Schwester kinderlos geblieben sei; aus diesen Briefen geht aber hervor, daß ein dreijähriges Töchterchen vorhanden ist, welches die Eltern mit nach Europa gebracht und, da es ihnen hier begreiflicher Weise im Wege gewesen wäre, in London bei einer Dame in Pension gegeben haben. Von dieser Dame, die sich Frau Webster nennt, sind die beiden Briefe. In dem ersten, der von dem gleichen Tage datirt, wo meine arme Schwester erkrankt, schreibt Frau Webster, daß das Kind in der vergangenen Nacht erkrankt sei, und daß der Arzt befürchte, es könne sich Diphtheritis einstellen. In dem zweiten Briefe, der am Tage darauf geschrieben wurde, theilt Frau Webster mit, es sei bei Jenny — so heißt das Kind — unerwartet eine wesentliche Besserung eingetreten, welche baldige Genesung hoffen lasse. Wenn sich das Befinden der Kleinen nicht verschlimmert, werde kein weiterer Brief folgen. Da seitdem mehrere Wochen vergangen sind und nur diese beiden Briefe da waren, so darf ich um die Gesundheit meiner kleinen, mütterlosen Nichte wohl unbesorgt sein. Der Gatte meiner Schwester — nur mit Widerstreben nenne ich ihn so — scheint keine Kennt-

nitz davon gehabt zu haben, daß Erika für unvorhergesehene Fälle Frau Webster vorsorglich eine vorläufige Adresse zurückließ, sonst würde er doch schon längst selbst auf der Post nachgefragt haben.

„Der Meinung bin ich ebenfalls,“ nickte Volkmar, „was mir aber am meisten auffällt, ist, daß Herr von Harnisch des Kindes mit keiner Silbe Erwähnung gethan hat. Unmöglich kann ihm doch während der langen Seereise und bei seinem vertrauten Verkehr mit Ihrer Frau Schwester entgangen sein, daß sie ein Töchterchen bei sich hatte.“

„Das war auch mir räthselhaft,“ entgegnete Siglinde, „und deßhalb schickte ich gestern, nachdem ich von dem Inhalte der Briefe Kenntniß genommen, mein Mädchen sogleich nach seinem Hotel und ließ ihn um seinen baldigen Besuch bitten. Er kam noch an demselben Vormittage.“

„Sie sprachen ihn also bereits darüber?“ frug der Rechtsgelehrte aufmerksam. „Nun, und wie erklärte er jenen seltsamen Widerspruch?“

„Allerdings habe er um das Kind gewußt, gestand er mir. Er ist im Ungewissen gewesen, ob das Kind sich auch mit auf dem „Morning-star“ befunden, habe dies aber als selbstverständlich angenommen, und da er es mit der Mutter ertrunken glaubte, habe er dasselbe lieber gar nicht erwähnt, um meinen Schmerz nicht zu vermehren.“

„Auch nach meinem Gefühle war dies das einzig Richtige, was er unter den obwaltenden Verhältnissen thun konnte,“ sagte Volkmar mit zustimmendem Kopfnicken.

„Es ist mein fester Entschluß,“ fuhr Siglinde fort, „das Töchterchen meiner Schwester als das theuerste Andenken an die arme Unglückliche zu mir zu nehmen. In längstens acht Tagen hoffe ich wieder so weit gekräftigt zu sein, um die Reise nach London wagen zu können und das kleine unschuldige Wesen abzuholen.“

„Weiß Herr von Harnisch um Ihre Absicht?“ frug Volkmar.

„Ich habe ihm kein Hehl daraus gemacht,“ antwortete Siglinde; „sollte es zwischen ihm und mir zum Ehegeschluß kommen, sagte ich ihm, so werde er sich neben der Million meiner Tante auch die ihm vielleicht weniger angenehme Mitgift eines fremden Kindes gefallen lassen müssen.“

„Und wie nahm er diese Eröffnung auf?“

„Er erklärte sich mit Freuden bereit, Jenny an Kindesstatt zu adoptiren . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Scheidsglocke.

Klagend schallt die Scheidsglocke
In mein stilles, kleines Zimmer,
Sagt mir, daß ein Herz verlassen
Gottes schöne Welt für immer.

War's ein Herz, das schmerzbeladen
Gerne heim zum Frieden ging,
Oder war's ein Herz, das ängstlich
An des Lebens Gütern hing?

Beiden wünsch' ich jene Ruhe,
Die auf Erden niemals ist,
Die nur wohnt in Himmelsauen,
Wo uns Gottes Anliß grüßt.

Max Malber.



Schwarz und Weiß. Nach dem Gemälde von G. Seannaire.

G. Seannaire

Gebetmaschinen der Tibeter.

(Hiezu die Bilder auf Seite 74 und 75)

Im Süden des großen Hochlandes von Hinterasien, zwischen dem Himalayagebiet, dem Kuen-lün und dem chineſiſchen Alpenlande liegt Tibet. Die auf etwa ſechs Millionen Seelen zu ſchätzende Bevölkerung dieſes 30,654 Quadratmeilen umfaſſenden Gebietes ſetzt ſich aus den Tibetern und verſchiedenen andern mongoliſchen Völkern, aus Türken, Kirgiſen, Mohammedanern, Chineſen und Indiern zuſammen. Der eigentliche Tibeter bekennt ſich zu einer Abart der buddhiſtiſchen Glaubenslehre, zu dem Lamaismus. Lama, d. h. einer, der keinen über ſich hat, iſt der ſtolze Titel, den ſich die Prieſter und namentlich die Kloſteräbte der Tibeter, Mongolen und Kalmücken beigelegt haben, deſſen vollgültige Anerkennung die zahl-

lehen, der allein die guten Götter gnädig zu ſtimmen, die böſen Geiſter zu verſöhnen und zu bändigen, Krankheit und Siechthum zu bannen, die Zukunft voranzuſehen und zu geſtalteten verſieht. Der Lama kennt ſeine Leute; er hängt ſeinen Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen das Mäntelchen der Heiligkeit um und iſt ſicher, ſeinen Tribut unangeſochten erheben zu können.

Opfer und Gebet ſind der Weg zur Gnade der Götter und Geiſter, in der Hand der Prieſter liegt die Uebermittlung. Der wackere Lama hat das Gelübde abgelegt, nur von Almofen zu leben, und es wird ihm Niemand nachreden können, daß er dieſes Gelöbniß nicht treulich erfülle. Er ſammelt gewiſſenhaft ſein Almofen an Geiſt, an Körper und an Gut; daß die frommen Gläubigen ihn mit ihren Gaben überladen, iſt fürwahr nicht ſeine Schuld.



Gebetmaschinen der Tibeter: Tempelvorhalle mit Gebetslindern.

loſen Vertreter des geiſtlichen Standes eiferſüchtig überwachen. Der Lama iſt der alleinige Inhaber und Lehrer der Weiſheit, in ſeinen Glaubensſätzen liegt der Grund aller Wiſſenſchaft.

Mit der buddhiſtiſchen Heiligenlehre hat der Lamaismus die Verehrung zahlreicher Götter und Geiſter guter und ſchlimmer Art verbunden und damit ſeinen Prieſtern, den Vermittlern zwiſchen den überſinnlichen Weſen und dem Menſchen, eine Macht verliehen, deren Einfluß ſich kein Gläubiger zu entziehen vermag. Mit fanatiſchem Eifer verfolgt der Lama jeden Abtrünnigen, durch geſchickte Gaukeleien weiß er die Gläubigen anzufeuern und zu blinder Verehrung hinzureißen. Der Tibeter, deſſen Hauptcharakterzüge kriechende Unterwürfigkeit gegen den Mächtigen und rohe Gewaltthätigkeit gegen den Schwachen bilden, iſt nicht der Mann dazu, ſich wider den aufzu-

Neben den Opfern und Almofen nimmt das Gebet die wichtigſte Stelle ein. Es übt eine mächtige Wirkung, eine geradezu magiſche Gewalt auf die Gottheiten aus, vorausgeſetzt, daß es in richtiger Form dargebracht wird. Ja, die richtige Form! wer hilft da aus der Noth? Wer anders als der gelehrte Lama, der ſein ganzes Leben dem Dienſte der Götter geweiht, der den Geſchmack der Geiſter erforscht hat. Will man ſich nicht der Gefahr ausſetzen, ſtatt Segen Fluch herabzubeten, was bei der Empfindlichkeit der Gottheiten durch einen kleinen Verstoß gegen das Ceremoniell geſchehen kann, ſo muß man ſich unter den bewährten Beiſtand des erfahrenen Lama begeben. Thut man dieß, ſo kann der erwünſchte Erfolg nicht ausbleiben, vorausgeſetzt daß derſelbe nicht durch eigene Unachtſamkeit verſcherzt wird. Der Lama iſt keinesfalls an einem etwaigen Mißerfolg ſchuld, denn ſein Rath ent-

springt der direkten Eingebung der Götter, mit welchen er fortgesetzt in innigstem Rapport steht. Diesen Rapport unterhält er durch ununterbrochenes Beten. Da nun aber diese Gegenleistung für die Gnade und die Gewogenheit der Ueber- und Unterirdischen vom Standpunkt der Bequemlichkeit aus betrachtet — und der heilige Lama ist durchaus nicht abgeneigt, die Verechtigung dieses Standpunkts anzuerkennen — trotz gewohnheitsmäßiger Ausübung ein mühseliges Stück Arbeit bleibt, so ist der weise Priester auf ein äußerst sinnreiches Aus Hilfsmittel verfallen, auf die Gebetmaschinen.

Der Gottheit, so sagt der erleuchtete Lama, kommt es im Grunde genommen nur darauf an, daß man ihr durch Darbringung der vorschrittmäßigen Gebetsformel seine Verehrung erweist. Ob sich nun diese Verehrung durch Bewegung der Lippen oder durch einen mechanischen Ersatz dieser Bewegung dokumentirt, ist den Unsterblichen einerlei. Ja, die Göttlichen werden diesen Ersatz sogar mit ganz besonderem Wohlgefallen begrüßen, da ein Mechanismus in der korrekten Wiederholung des Gebets unstreitig um ein Bedeutendes mehr zu leisten vermag als ein Paar Menschenlippen. Die Gläubigen lauschen andachtsvoll der Botschaft des heiligen Mannes. Die Lehre muß den Göttern wohlgefällig sein, da sie dem Munde des Gerechten gestatten, sie zu verkünden.

Gut! Der Lama geht ans Werk. Er schnitzt die Gebetsformel: Om, mani padme! hum! (Das Kleinod im Lotus, Amen!) in Holzblöcke ein und drückt dasselbe mittels dieser „Holzschnitte“ und rother Farbe unzählige Male auf lange Papierstreifen ab. Diese wickelt er sodann um eine enge Röhre und überzieht, wenn der Wickel die genügende Stärke erreicht hat, denselben mit einer Hülle von Leder, Holz oder Metall. Nun wird noch eine Achse mit hölzernem Griff in die Röhre gesteckt, ein kleines Gewicht an den Cylinder gehängt und die Maschine, von den Tibetern Gesezes- oder Religionrad (Tschoskhor) genannt, ist zum Gebrauche fertig. Der Beter hat nur den Gebetscylinder durch eine leichte Handbewegung in Drehung zu erhalten, um den geehrten Gottheiten die wohlgefällige Formel myriadenmal vorzubeten, denn jede Umdrehung der Walze befördert den ganzen in derselben aufgespeicherten Gebetsvorrath an deren geschätzte Adresse. Es ist bei dieser frommen Verrichtung nur auf zwei Dinge zu

achten: erstens darf die Drehung nur von rechts nach links erfolgen und zweitens muß solange gedreht werden, bis die angeflehte Gottheit befriedigt ist. Die entgegengesetzte Umdrehung würde den Segen in Fluch verwandeln, das zu frühzeitige Einstellen des Gebets hätte den Zorn der Götter, die Nichterfüllung der Wünsche des Beters zur Folge. Der letztere hat nun allerdings keine Kontrolle dafür, ob er den Göttern Genüge gethan, bevor ihn der Erfolg dafür belehrt, der kluge Lama jedoch und sein vortreffliches Instrument sind für alle Fälle gegen den Vorwurf des Betrugs und der Untauglichkeit gesichert.

Diese einfachste Art der Gebetmaschinen erfreut sich im Lande Tibet großer Beliebtheit und allgemeiner Verbreitung. Jeder gläubige Lamait führt wo er steht und geht das fromme Werkzeug mit sich und sorgt so feinstheils dafür, daß es den Göttern nicht an der schuldigen Verehrung und den braven Priestern nie am nöthigen Absatz fehlt.



Gebetmaschinen der Tibeter: Gebetmühle.

Besonders vorsichtige Leute ziehen den eben beschriebenen einfachen die doppelten Gebetmaschinen vor, die aus zwei Cylindern bestehen, von welchen der kleinere mit Gebetzetteln für die guten, der größere mit solchen für die bösen Geister angefüllt sind. „Dem Teufel muß man zwei Lichter anzünden“, das Sprichwort steht auch bei den Tibetern in Achtung, wie man sieht.

Außer diesen Taschenexemplaren trifft man in den Tempeln der Lamaiten eine Menge größerer Gebetscylinder von halber Mannshöhe bis zu 3 Meter Höhe an. Sie stehen mit ihren Achsen senkrecht zwischen

zwei Querbalken und werden entweder direkt mit der Hand oder vermittelt einer Kurbel mit Transmission in Bewegung gesetzt. Diese Maschinen zeigen theils dieselbe Einrichtung wie die kleinen, theils sind sie so konstruirt, daß zwei in einiger Entfernung von einander angebrachte Walzen durch einen langen Papierstreifen verbunden sind, der sich beim Drehen von der einen Rolle auf die andere aufwickelt. Häufig sind an diesen großen Cylindern kurze Stäbchen angebracht, welche bei jeder Umdrehung an kleine Glocken anschlagen und so die Aufmerksamkeit der Götter in äußerst zweckmäßiger Weise auf den frommen Beter lenken.

So raffinirt und leistungsfähig diese Maschinerien zur massenhaften Verrichtung des Gebets durch Handbetrieb sind, der Tibeter hat sich nicht mit ihnen begnügt. Wenn

